



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Julius, Gustav: Jesuiten.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

J e s u i t e n .

Vous avez fait bien du bruit et des discours sans vérité. Vous ignorez. Mais quand on ignore, le silence est la loi de l'honneur.

Ravignan, Jésuite.

Ein ganzer Haufe kleinerer und größerer Schriften über und gegen die Jesuiten und den Jesuitismus liegt vor mir, lauter ganz junge, in den letzten Monaten erst zur Welt gebrachte Erzeugnisse des ehrlichen, des hiederer, des gewissenhaften, treuen, wahrheitsliebenden, tiefen, forschenden und gelehrten deutschen Geistes. Ich habe diese Schriften gelesen: ich habe die Selbstüberwindung besessen, den ganzen Blunder wirklich zu lesen. Aber wenn ich sagen sollte, mit welcher Entrüstung, so würde ich vergeblich nach Worten suchen, die vermögend wären, meinen Zorn und meinen Verdruss über diese schimpfliche Literatur dem Leser mitzutheilen.

Ich kenne einen großen Theil der älteren Schriften für und wider die Jesuiten. Von beiden Seiten Lügen, Verdrehungen, Beschönigungen, Verleumdungen, Schimpfworte. Nichts von dem allen hat mir Aerger erregen können; in Parteischriften darf man nichts Anderes suchen. Wenn ich jetzt in Frankreich oder in der Schweiz, wo derselbe Partekampf wieder im Schwunge ist, die alten Waffen hervorsuchen sehe, so kann mich auch das weder wundern, noch verdriessen. Aber bei uns in Deutschland, wo die Künste des Betrugs nicht an der Gefahr des Augenblicks, an der Hitze des Kampfes, an der Leidenschaft, an dem Kriegsbrauch, an der Noth eine Entschuldigung finden, wo man höchstens nur vor möglichen Gefahren warnen will, wo man mit der Versicherung auftritt, lediglich das Volk belehren, lediglich die Wahrheit an den Tag bringen zu wollen! — —

Doch was sage ich? Künste des Betrugs? Künste? Diese armen Schriftsteller, die auf Bestellung und für so und so viel die Elle eine Schimpfschrift auf die Jesuiten — je piquanter, desto besser, hat der Buchhändler gesagt — aus einem halben Dutzend älterer Schmähschriften zusammenschmierern, und dabei ihr ganzes Vericon von knallenden Redensarten erschöpfen, diese armen Schlucker, und Künste! Ihre einzige Kunst ist, das zu liefern, was bezahlt wird; der Verleger verlangt vom Schriftsteller, was von ihm, dem Kaufmanne, das Publicum verlangt. Dem Publicum widerfährt sein Recht, wenn es belogen und geprellt wird: ein kluger Wirth bedient die Gäste nach ihrem Gaumen.

Es sind aber unter den kürzlich erschienenen Schriften über das Jesuitenwesen auch einige, deren Verfasser, weil sie sich als Männer von Ernst und Gesinnung darstellen, ich es zu schwerem Vorwurf machen muß, daß sie alle alte Fabeln, allen tolln Unsin, welchen die Parteiwuth Jahrhunderte hindurch gebräut hat, unbesehen, ungeprüft ihren Lesern wieder aufstischen. Daß sie sich dabei auf Auctoritäten stützen, wie Silvester Jordan's „Jesuiten und Jesuitismus,“ dies kann sie nicht entschuldigen. Es muß von dem Schriftsteller verlangt werden, daß er nicht mit fremden, sondern mit eigenen Augen sehe, und daß er über Dinge schweige, welche er nicht bis auf den Grund kennt. Sollen wir uns erst von einem Jesuiten — man sehe oben das Motto — dieses erste aller Gesetze der Schriftstellerehre vorhalten lassen? Aber wahrlich, keinen Frevel habt ihr, leichtfertige Schriftsteller, den Jesuiten in euern Machwerken vorgeworfen, den ihr nicht gegen sie euch selber hättet im reichsten Maße zu Schulden kommen lassen.

Ihr sagt ihnen, sie wüßten zu ihrer Bertheidigung nichts zu thun, als die Gegner auszuschimpfen, und pfeifen seit Jahrhunderten immer und ewig dasselbe Lied. Ich werde beweisen, daß ihr selbst in Wahrheit nichts gethan habt, als schimpfen und das seit Jahrhunderten bis zum Ekel abgepfeffene Lied in unveränderter Weise wiederholen.

Ihr sagt ihnen, daß es ihre Art sei, kein Mittel zu verschmähen, um zu ihrem Zwecke zu gelangen, sei das Mittel noch so schlecht, sei es Lüge, Fälschung, Verleumdung u. s. f.: das eben nennt ihr „Jesuitismus.“ Ich werde beweisen, daß ihr im Kampfe gegen die

Jesuiten diesen Jesuitismus, sei es nun wissentlich oder unwissentlich, übt, daß ihr die Jesuiten auf jedem Blatte, ja in mancher eurer Schriften fast in jeder Zeile verleumdete, und daß ihr selber mit Lügen und falschen, boshaften Consequenzen sehtet.

Ihr werft den Jesuiten vor, daß sie das Volk blenden und dumm machen, daß sie ihm Aberglauben einpflanzen und es dahin bringen, ohne eignes Denken, ohne Prüfung Alles, was man ihm aufbindet, für wahr zu halten. Ich werde beweisen, daß ihr alle Altweweibermährchen, die seit zwei- bis dreihundert Jahren über den Jesuitenorden ausgeheckt worden sind, auf guten Glauben hin für baare Münze nehmt und daß ihr die sinnlosesten Dinge dem Volke überliefert, die ihr, ohne im Mindesten nachgedacht und geprüft zu haben, euch selbst aufbinden ließt.

Ich kann den Beweis, den ich hier ankündige, in diesen Blättern nur in gedrängter Kürze und zum Theil nur andeutungsweise liefern; aber auch in aller Vollständigkeit werde ich ihn nicht schuldig bleiben.

Das Schimpfen also ist der erste Punkt.

„Die französischen Jesuiten,“ sagt Herr Dr. Rutenberg in seiner Schrift: „Die Jesuiten des 19. Jahrh.“ (Berl. 1845), „wiederholen alle immerfort dasselbe Thema.“ — Die ausgezeichnete Schrift von Ravnigan: „De l'existence et de l'institut des Jésuites. Par. 1845,“ 5. Aufl., die vortreffliche Schrift von Cahours: „Des Jésuites par un Jésuite,“ und andere dieser Art hat Herr Rutenberg, wie augenscheinlich, nicht gelesen, nicht gekannt. — „Es ist eine Art russischer Musik; jeder Jesuitenmusikant gibt nur denselben Ton von sich“ (Herr Dr. Rutenberg muß eine sonderbare Vorstellung von der russischen Hornmusik haben, bei welcher bekanntlich jeder Hornist nur einen, aber jeder einen anderen Ton „von sich gibt“); „darum haben sie es in kurzer Zeit zu einer gewissen Vollendung in Schimpfwörtern und Verdrehungen gebracht, wogegen unsere ähnlichen Pamphletisten in Deutschland noch wahre Stümper sind.“

Aber hat denn Herr Rutenberg gar nicht gemerkt, daß die Gegner der Jesuiten fast seit der Stiftung des Ordens immer dieselben Vorwürfe eines unsittlichen Wandels, eigennütziger Absichten u. dergl. wiederholen, daß seit Pascal's „Lettres provinciales“ der Vorwurf der verrufenen „Jesuitenmoral“ und des Grundsatzes vom „Zwecke,

der die Mittel heilige“ das stehende Thema aller Angriffe auf den Orden ist? Herr Rutenberg hat dies nicht merken können, denn er kennt in der That von der ganzen Jesuitenliteratur nichts, als die Vorlesungen von Duinet und Michelet (die er, obgleich sie eine durchaus liederliche Arbeit sind, eine „gelungene Polemik“ nennt, „vielleicht die gründlichste, die jemals gegen den Jesuitismus geführt worden ist“), ferner die Schrift von Jordan und etwa was in einigen Zeitungen und Journalen gestanden hat.

Herr Rutenberg hat natürlich nicht gemerkt, daß er selbst in den allgemeinen Ton der Pamphletisten gegen die Jesuiten, der in der That nichts weiter als ein wüstes Schimpfen ist, mit einstimmt.

Ich habe mir von den offenbaren Schimpfswörtern, keinen Kata-log angelegt: möge, wer Lust hat, die erste beste der vielen kürzlich erschienenen Brochüren aufschlagen, er wird auf jeder Seite eine Lese halten können. Oder man beliebe nur, sich des Schimpfens gegen den römischen Katholicismus bei Gelegenheit der Trierschen Wallfahrt zu erinnern, und man wird wahrlich die Behauptung nicht unterschreiben können, daß „unsere ähnlichen Pamphletisten in Deutschland gegen die französischen noch wahre Stümper sind.“ Es ist aber freilich eine bekannte Erfahrung, daß von Zweien, die einander schimpfen, jeder nur die Schimpfreden des anderen hört und von sich selber glaubt, er rede in den gemäßigtesten Ausdrücken. Herr Rutenberg führt als einen Beweis davon, wie die Jesuiten schimpfen, die Worte eines Kanonicus von Lyon an, welcher als Folgen des Universitätsunterrichtes aufzählt: „Selbstmord, Vaternord, Menschenmord, Raub, Verführung, Blutschande, Ehebruch, Diebstahl, falsche Zeugnisse, Meineide, Verleumdungen u. s. w.“ Es ist Herrn Rutenberg, der eben diesen Geschichtsweig nicht kennt, entgangen, daß dies genau die nämlichen Dinge sind, welche zu allen Zeiten als Folgen des Jesuitismus von den Gegnern des Ordens aufgezählt worden sind. In dem Beschlusse des Pariser Parlaments vom 6. Aug. 1762, durch welchen die Austreibung der Gesellschaft Jesu verordnet wurde, heißt es: die Jesuiten hätten unausgesetzt und mit Zustimmung ihrer Oberen und Generale Anweisung gegeben zur Simonie, Gotteslästerung, Schändung des Heiligen, Zauberei und Hererei, Astrologie, Gottlosigkeit aller Art, Abgötterei und zum Aberglauben, falschen Zeugniß, Diebstahl, Meineid, Selbstmord, Vaternord, Menschen-

mord, Königsmord u. s. w.“ Wie man in den Wald hinein-
schreit, hallt es heraus. Ja, die ungeschickteren unter den Vertheidigern der Jesuiten (denn die geschickteren Jesuiten haben ihre Sache oft vortrefflich geführt) haben den Gegnern alle Schimpfworte getreulich zurückgegeben. Was ist also das Ganze? Hüben Schimpfen, Schimpfen drüben; ein wahres Altweiberspiel. Und diese Misere scheint deutschen Schriftstellern auch nur der Betrachtung werth?

Der Vorwurf der Lasterhaftigkeit und sittenlosen Lehre ist gegen die Gesellschaft Jesu sogleich bei ihrem ersten Entstehen erhoben worden und hat seitdem bei jedem erneuerten Kampfe gegen den Orden die vornehmste Waffe abgegeben. Hinter diesem Vorwurf hat sich oft der Eigennuz und Dünkel alter Professoren, welche den jungen Jesuiten keine Lehrstühle einräumen wollten, — der erste der 1548 gegen sie wüthete, der Dominicaner und Doctor der Theologie in Salamanca, Melchior Cano, wird komischer Weise jetzt von unseren Pamphletisten als der bravste Mann gepriesen — hinter diesem Vorwurf hat sich in der Zeit der Privilegienherrschaft der Meid auf die Privilegien der Jesuiten versteckt. Was es mit diesem Vorwurf auf sich hat, weiß Jeder, wer ein wenig die Geschichte kennt. Keine angefeindete religiöse Gesellschaft ist ihm noch entgangen, soweit die Kunde zurückreicht; die ersten Christengemeinden haben unter ihm nicht weniger zu leiden gehabt, als alle Secten, so viele ihrer nachmals innerhalb der christlichen Kirche entstanden sind; die verschiedenen Mönchsorden, die über den Lehrbegriff entzweiten Parteien, kurz Alle die je einander fanatisch haßten und verfolgten, haben ihn sich gegenseitig zugeschleudert. Und wird er nicht noch heutigen Tages gegen alle mißliebigen Schriftsteller oder politische Parteien, gegen Liberale, Radikale und wie sie alle heißen, immerfort in's Feld geführt? Was weiter? Man hat zu allen Zeiten gefühlt, und so fühlt man noch, daß nichts geeigneter ist, als dieser Vorwurf, den allgemeinen Abscheu auf den Gegner zu lenken, den man zu zerschmettern sucht. Nicht anders ist es mit dem Vorwurfe der Treulosigkeit und Falschheit, mit dem der unbändigsten Herrschgier und Habsucht, mit dem der Herzlosigkeit und Menschenfeindlichkeit bestellt.

Neben diesen Vorwürfen, welche zu allen Zeiten brauchbar im Dienste der Parteien gefunden worden sind, ist gegen die Jesuiten in jedem besonderen Zeitalter auch immer noch dasjenige herbeige-

schleppt worden, was außerdem das Gehäbteste oder Gefürchtetste war. Im siebzehnten Jahrhundert hat man ihnen alle erdentliche Kezereien, im achtzehnten neben diesen auch noch unchristliche Sittenlehre und Freigeisterei zur Last gelegt; im neunzehnten macht man ihnen den eingeleischtesten und raffinirtesten Egoismus zum Vorwurf. Immer, wie man sieht, das Modethema.

Den Egoismus wirft ihnen vorzüglich Herr Dr. Rutenberg vor. Herr Dr. Schuselka — ich bin in einer traurigen Lage; ich muß hier Männer schelten, die mir übrigens lieb und werth sind; aber wären sie meine leiblichen Brüder, es müßte dennoch geschehen — Herr Dr. Schuselka in seiner Schrift: „Der Jesuitenkrieg gegen Oesterreich und Deutschland“ (Leipzig, 1845) macht sie zu politischen Teufeln.

Herr Dr. Schuselka hat es nicht allein mit den Jesuiten zu thun; er zerfleischt den Katholicismus überhaupt, Rom, daneben Frankreich, endlich alles, was nicht deutsch ist. Und im Deklamiren und Schimpfen ist Herr Schuselka noch weit großartiger als Herr Rutenberg. Z. B.: „Im vermessentlichen Vertrauen auf das deutsche Gemüth verübte das Priesterthum ein volles Jahrtausend hindurch die himmelschreiendsten Frevel am Christenthum und an der Menschheit; da empörte sich endlich das deutsche Volksgemüth und zerstückte die Fessel u. s. w.“ Wenn Herr Robert Blum in den Sächs. Vaterlandsblättern auf diese Art spricht, gut! Aber Herrn Sch.'s Schrift macht den Anspruch, eine geschichtliche Arbeit zu sein. In solchen Phrasen also schreibt man jetzt Geschichte. „Schwarzer Undank,“ „schändliche Vergeltung der empfangenen Wohlthaten,“ „empörende Schlechtigkeit,“ „höllisch,“ „teuflisch,“ „niederträchtig“ — das sind die Lieblingsausdrücke des Herrn Schuselka, die immerfort wiederkehren. Wer anders denkt, anders glaubt als er, ist entweder „verrückt“ oder ein „Heuchler“ und ein „Teufel.“ Man kann sich also denken, was in seinen Augen die Jesuiten sind. Nur sind sie nicht an sich so böse, als vielmehr nur insofern es Deutschland betrifft; gegen Deutschland sind sie des Satans Meute. Denn daß alles in der Welt zu Deutschlands Verderben und Untergang verschworen sei, ist Herrn Schuselka's fixe Idee. Sogar der Puseyismus in England ist ihm nichts Geringeres, als eine auf den Ruin Deutschlands berechnete Finte (S. 175).

Das ist komisch genug; (denn wahr an der Sache ist doch

nur, daß eben in der Welt Jeder, und so auch jeder Staat, seine Interessen auf Kosten des Anderen verfolgt.) Aber noch komischer ist es, wie die wüthenden Gegner der Jesuiten im blinden Eifer des Schimpfens nach Allem und Jedem greifen, was irgend einmal gegen den Orden gute Dienste gethan zu haben scheint, passe es in ihren Mund auch noch so wenig. Was kann komischer sein, als wenn Herr Dr. Rutenberg dem sentimental christlichen Duinet getroffen die Worte nachspricht, es hätten die Jesuiten den heidnischen Völkern des Orients „ein falsches Evangelium dargeboten,“ „einen Lügengott in einer Lügenkirche, wie eine ganze Reihe von päpstlichen Breven und Bullen beweise.“ Gesezt die Thatsache wäre richtig, so hätte doch Herr Dr. Rutenberg leicht aus Ranke's Geschichte der Päpste (Th. III. S. 129) lernen können und bedenken, daß die Duinet'sche Notiz auf eine Zeit geht, in welcher die Kurie sehr böse auf die damals von ihr ein wenig abtrünnigen Jesuiten war, wegen — des Lügengottes und des falschen Evangeliums in Indien? o nein, die große Welt hatte im siebzehnten Jahrhundert schon ganz andere Sorgen! wegen der Hinneigung der Jesuiten zu der antirömischen, französischen Politik. Aber wenn Herr Dr. Rutenberg die Schrift des Pater Cahours angesehen hätte, so würde er noch ganz andere Dinge gelernt haben, ohne daß er die Quellen zu studiren nöthig gehabt hätte; er würde gelernt haben, daß Herrn Duinet's Quelle nicht irgend ein päpstliches Bullarium ist, sondern eine erbärmliche Partei-schrift (*Extrait des assertions dangereuses etc. Par. 1762*), daß Herr Duinet unwissend ist und außerdem noch lügt und verfälscht; Bemerkungen des P. Cahours, die ich durchaus unterschreibe. Aber genug! zum Behufe des Schimpfens mußte dem Herrn Duinet Evangelium und Moral herhalten. Und Herr Dr. Rutenberg schimpft wacker nach mit Evangelium und Moral.

Indessen fühlen diese Herren doch zu gut, daß, wenn man mit dem Schimpfen auf die Gottlosigkeit, Bosheit und Unsitlichkeit auch bei dem Pöbel alles, was man wünschen kann, erreicht, für gebildete Geister eine feinere Taktik hinzugefügt werden muß. Bei der Anwendung einer solchen feineren Taktik begegnet es ihnen nun freilich, daß sie doch nicht fein genug sind, um nicht feine Geister argwöhnisch zu machen, z. B. dadurch daß sie sich in Widersprüche verwickeln, die bei allem Fleiße nicht recht glücklich gelöst werden kön-

nen. So stellen sie das eine Mal, wenn es ihnen darum zu thun ist, den Orden verächtlich zu machen, seine Kraft und seinen Einfluß als gar klein und jämmerlich dar; das andere Mal, wenn es ihnen darum zu thun ist, den Orden verhaßt zu machen, schildern sie seine Macht als unbegrenzt und seine Hilfsmittel als höchst furchtbar. Ferner heißt es von dem Orden bald, er sei stets sich selbst gleich geblieben, bald, er habe sich beständig verändert, wie ein Chamäleon. Jordan hat den gordischen Knoten aller der Widersprüche, welche sich die Herren nur selber schaffen, weil sie die Geschichte nicht kennen oder nicht verstehen, auf bewundernswürdige Weise mit einem einzigen Schläge durchgehauen, indem er sagt: „Der Orden beweise nur in der äußeren Unbeständigkeit die innere Beständigkeit;“ derselbe sei ein Widerspruch, ein Räthsel u. dergl. mehr. Das heiße ich mir sich die Erklärung einer Sache leicht machen. Und doch ist sie in der That weit einfacher, als die Herren denken. Die Jesuiten spiegeln jedesmal genau ihre Zeit ab, und nur im Zusammenhange mit der jedesmaligen Zeit kann man die Schicksale und die Leistungen des Ordens oder seiner einzelnen Glieder begreifen. Daß der Orden stets sich selbst gleich geblieben sei, ist ein Trauum, eine Erfindung dieser Herren (freilich gibt es auch der Orden selbst vor, wie die katholische Kirche dasselbe thut); nicht ein einziges Menschenalter hindurch ist er sich gleich geblieben, und sogar die als so eifern und unerschütterlich gerühmte Verfassung hat die größten Wandlungen erfahren. Das hätten die Herren alles schon aus Ranke lernen können.

Doch um auf die feinere Taktik zurückzukommen, so ist es diese, in welcher die Gegner alle diejenigen Eigenschaften auf's glänzendste entwickeln, welche sie unter dem Namen des Jesuitismus verschreiben und dem öffentlichen Hasse Preis geben. Sie schlagen sich mit eigener Waffe.

Der Jesuitismus der Schriftsteller über den Jesuitismus ist unser zweiter Punkt.

Ich habe hier nicht etwa die Absicht, einen Witz, ein Wortspiel, eine Antithese zu machen. Ich spreche von den Jesuitismus dieser Schriftsteller im vollen Ernste. Kein Mittel ist ihnen zu schlecht, um die Geschichte, die Verfassung, die Einrichtungen, die Thaten der Jesuiten verächtlich und gehässig zu machen, das Absichtsloseste in's

Berechnette, das Ernsteste in's Lächerlichste, das Zusammenhängendste in's Unsinnigste zu verkehren. Außer Ranke's Geschichte der Päpste kenne ich kein von Nichtkatholiken oder auch von katholischen Gegnern der Jesuiten — etwa Wöhler ausgenommen — über diese geschriebenes Werk, sonderlich in deutscher Sprache, das sich daran genügen ließe, den Standpunkt des Ordens von einem entgegengesetzten Standpunkte aus mit ehrlichen Waffen zu bekämpfen, das nicht vielmehr die Geschichte der Gesellschaft bis in die kleinsten Einzelheiten hinein verfälschte.

Dies geht so weit, das man nicht einmal die einfachsten geschichtlichen Thatsachen den Quellschriften nachgezählt findet; theils sind sie mit einer dem Geschichtschreiber übel anstehenden Nachlässigkeit und Geringschätzung für das Einzelne vermischt, verwechselt, verwirrt, willkürlich ergänzt, falsch verbunden; theils geüffentlich entstellt und verdreht, um, wie namentlich in Wolf's „Geschichte der Jesuiten“ (Leipzig, 1803. 4 Bde.) geschehen ist, die Geschichte des Stifters und der Gesellschaft bald in ein lächerliches, bald in ein gehässiges Licht zu stellen. Wolf hat eine ungeheure Masse von Citaten beigebracht, wodurch der unkundige Leser bestochen werden muß; aber man kann ihm nirgend trauen, und oft ist es augenscheinlich, daß er die Bücher welche er citirt, nicht angesehen hat. So führt er z. B. als Quelle für eine Erzählung, welche er aus Pinto's Reisen mittheilt, die „Sammlung der Reisen zu Wasser und zu Lande“ an, in welcher allerdings Pinto's Bericht abgedruckt, aber gerade die Erzählung, um welche es sich handelt, unter ausdrücklicher Erklärung der Ursache, weggelassen ist. Diesen Wolf nun citirt Jordan in seiner Schrift alle Augenblicke. Rutenberg verläßt sich wieder unbedingt auf Jordan, daneben auf Quinet, der seinerseits aus den trübsten Quellen geschöpft und seine leichtsinnig zusammengebrachten Notizen mit der unverantwortlichsten Willkür in ein Ganzes verarbeitet hat. Rutenberg hat Sätze aus Quinet aufgenommen, in denen jedes Satzglied geradezu falsch ist. Auf nur zwei Seiten von Rutenberg's Schrift finde ich gegen zwanzig thatsächliche Unrichtigkeiten, gewagte, sinnlose oder geradezu falsche Combinationen und Muthmaßungen, die ohne Weiteres für Thatsachen ausgegeben werden. Man muß, erkühnt sich Herr Rutenberg Jordan nachzusprechen, die Grundbücher des Ordens einsehen, seine Lehre und seine Constitutionen an der

Quelle prüfen. Herr Rutenberg hat aber nicht die Grundlagen und Lehren des Ordens, sondern nur Jordan's und Quinet's Behauptungen als Quelle für seine eigene Schrift betrachtet.

Die feinere Taktik, welche den Orden nicht für die wirklichen oder auch nur angeblichen Handlungen seiner Mitglieder, sondern für die von diesen ausgesprochenen Lehren verantwortlich macht, ist seit Pascal gäng und gebe. Man hat aber seitdem nichts gethan, als Pascals Behauptungen mit blindem Vertrauen und ohne eine Kritik der Stellung, welche Pascal dem Orden gegenüber einnahm, und der Art, wie er seine Quellen benutzte, immerfort wiederholt. Pascals Verfahren ist nur das alte und gewöhnliche der Bücherinquisition. Wie die Ankläger sogenannter kezerischer Schriften Stellen aus diesen ziehen, in welchen Irrlehren enthalten seien, so zieht Pascal aus Jesuitenschriften, aus einer ungeheuern bändereichen jesuitischen Literatur Stellen, welche wider dasjenige laufen, was seiner Ansicht nach die gesunde Moral ist. Seinen Nachbetern ist es nun auch nicht von weitem eingefallen, die Literatur, aus welcher Pascal geschöpft hat, in ihrem Zusammenhange mit den Ansichten der Zeit und in ihren Entstehungsgründen zu prüfen. Sogar Ranke, der die Schriften der Jesuiten Sa und Busenbaum, welche er anführt, allerdings gelesen haben wird — denn er ist bewundernswürth belesen und gewissenhaft — begnügt sich damit, zu sagen, daß die Grundsätze, welche die Jesuiten des 17. Jahrhunderts bei Beichte und Absolution befolgten, „im Allgemeinen wirklich die nämlichen seien, die ihnen so oft zum Vorwurf gemacht worden,“ und die Entwicklung dieser Grundsätze daraus zu erklären, daß der Orden damals sich von den Grundsätzen, auf die er gegründet worden, entfernt gehabt hätte. Das erklärt nichts, ist eine leere, unbestimmte Phrase.

Auf die Frage, welche „ein Jesuit thun könnte,“ ob es gerecht sei, die ganze Gesellschaft für die Irrthümer einzelner Personen verantwortlich zu machen? antwortet Herr Rutenberg: „Ja, Herr Vater, es ist gerecht, wenn die Gesellschaft gleich Anfangs diese Verantwortlichkeit jedem ihrer Mitglieder gegenüber förmlich auf sich genommen hat.“ Diese Antwort ist vollkommen „jesuitisch.“ Die Gesellschaft hat nicht die Verantwortlichkeit für alle ihre Mitglieder übernommen, — wäre das nicht ein Wahnsinn gewesen? — sondern hat von ihren Mitgliedern nur stets verlangt, daß diese ihre Ansicht

ten der Controle des Ordens unterwürfen. Ob sie das hat erreichen können, ist eine andere Frage. Herr Rutenberg beliebe nur an unsere Censur zu denken: diese übernimmt weit mehr, als je der Gesellschaft Jesu möglich war, die Verantwortung für jedes Buch, welches sie passiren läßt, und dennoch ist die Staatsverwaltung oft gezwungen, die Aussprüche der Censur zurückzunehmen. Es handelt sich aber gar nicht um diese formelle juridische Gerechtigkeit, sondern um die Gerechtigkeit, welche vor dem Geschichtsforscher gilt. Und der Geschichtsforscher wird es jedenfalls ungerecht finden müssen, die, wenn immerhin von Censoren des Ordens durchgelassenen, Ansichten Einzelner für Grundsätze des Ordens als solchen zu erklären, und noch weit mehr, Ansichten, welche in einer ganz besondern und eigenthümlichen Zeit innerhalb des Ordens entstanden sind, zu Ansichten zu stempeln, welche dem Orden seinem Wesen nach und durch alle Zeiten hindurch angehören. Kann man nicht, wie Herr Schuselka sagt, „was die Jesuiten Gutes gethan, das hätten sie nicht als Jesuiten gethan,“ ebenso sagen: „was die Jesuiten Schlechtes gelehrt, das haben sie nicht als Jesuiten gelehrt?“ Wie denn auch Ranke die ganze Thätigkeit des Ordens um die hier in Rede stehende Zeit als einen Abfall vom Geiste des Ordens ansieht. Aber für die Schriften dieser Zeit kann man auch den Orden als solchen um so weniger verantwortlich machen, da der Orden damals zersplittert, der General ohnmächtig, die Verfassung aristokratisch, ja man könnte sagen demokratisch, jeder Jesuit seinem eigenen Willen und Ehrgeiz überlassen war; was die Herren wiederum aus Ranke hätten lernen können.

Mit der sogenannten Jesuitenmoral hat es aber eine eigene Bewandniß. Es gibt gar keine ausschließliche Jesuitenmoral. Alles, was in dieser Hinsicht vorgebracht worden, ist Geschwätz von Unwissenden. Ich werde dies so deutlich zu machen suchen, als es mir hier in der Kürze möglich ist.

Der Orden war im Sinne des Christenthums gestiftet worden, und zwar des echten, ganz geistigen Christenthums, wie das sechszehnte Jahrhundert dasselbe zur Vollendung gebracht hatte. Das reine Christenthum hat keine Moral und kann keine haben. Denn erstlich bezieht sich das Christenthum ganz nur auf den Himmel mit Verachtung aller irdischen Dinge, während die Moral sich nur auf die irdischen Dinge bezieht; zweitens vernichtet der dem reinen Chri-

stenthum von Uranfang eigene Grundsatz, alles aus innerem Drange der Liebe Gottes zu thun, jede Möglichkeit moralischer Abwägungen, bei denen stets die Pflicht, das Gegentheil der freien Liebe, maßgebend ist. Die Moral ist erst eine spätgeborene Tochter des Heidenthums in seiner schon ziemlich frühzeitig abgeschlossenen, aber erst im fünfzehnten Jahrhundert öffentlich erklärten Ehe mit dem Christenthume. Das reine, unmoralische, un menschliche (weil eben himmlische, göttliche) Christenthum, welches im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts mit der Reformation einerseits und der Richtung des Jesuit.nordens andererseits — beide entspringen ganz einem und demselben Geiste *) — zu seiner höchsten Blüte gelangte, konnte sich in dieser vollendeten Idealität natürlich nicht lange behaupten. Die christlichen Gedanken wurden verweltlicht, auf das Irdische angewendet, in Staats- und Gesellschaftsformen gleichsam übersetzt. **) Was Herr Schuselka von einem zukünftigen Zustande der immer vollkommeneren Verweltlichung des Christlichen und Verchristlichung des Weltlichen faselt, das hat, wenn die angeführten Worte überhaupt einen Sinn haben sollen, die wirkliche Geschichte längst aufs Vollkommenste geleistet. Die Verchristlichung des Weltlichen war um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts bereits vollendet, und die Verweltlichung des Christlichen begann seitdem und liegt in der Moral, in den Gesetzgebungen, in allen Zuständen und Bestrebungen unserer Zeit durchgebildet vor.

Die Verweltlichung des Christenthums, insofern sie die Anwendung des christlichen Gewissens auf die wirklichen Lebensverhältnisse betrifft, erhielt ihre Durchführung im siebzehnten Jahrhundert. Daß die Moralwissenschaft vorzüglich von Jesuiten ausgebildet worden ist, kommt ganz einfach daher, weil die besten wissenschaftlichen Kräfte der Zeit dem Orden angehörten. Wenn es auch keine Jesuiten in der Welt gegeben hätte, so würde dennoch die Moralwissenschaft genau dieselbe Ausbildung haben erfahren müssen. Auch pflegten die Herren zu verschweigen, daß die Moralwissenschaft ihre Ausbildung keineswegs von lauter Jesuiten erhalten hat. Die Grundsätze, nach welchen diese Ausbildung stattfand, oder richtiger, die Grundsätze, welche sich durch die Ausbildung der Moral erst ergaben, sind nicht

*) S. meine Geschichte der Jesuiten (Leipzig, bei Naumburg). Heft 1.

**) S. meine Aufsätze in Wigand's Vierteljahrschrift. 1844. Bd. 2, 3 u. 4.

aus dem Geiste des Jesuitenordens — der, wie gesagt, fast in jedem Menschenalter ein anderer war — sondern aus der Natur der Sache, aus dem Wesen der Moral überhaupt und der christlichen insbesondere herzuleiten. Die Moral stellt allgemeine Sätze auf. Sollen diese allgemeinen Sätze auf wirkliche Fälle angewendet werden, so erleiden sie nothwendige Veränderungen. Kein allgemeiner Satz paßt auf den besondern Fall ohne Weiteres. „Du sollst nicht lügen.“ Nun kommen aber die Nothfälle, die, auch wieder aus moralischen Gründen, zum Lügen zwingen. „Du sollst nicht morden.“ Aber der Verbrecher muß hingerichtet, der Feind im Felde getödtet werden. Und so fort ins Unendliche. Um nun hier nicht die Willkür, sondern den Verstand herrschen zu lassen, haben die Moralisten Regeln aufgesucht, nach welchen die Anwendung des allgemeinen Satzes auf den besondern Fall gemacht werden müsse. Dies ist die sogenannte Casuistik. Wo man ein klares Gebot hatte, da war unbedingt danach zu handeln. Wo es aber auf Wahl, Entscheidung durch das eigene Urtheil ankam, mußte man die Gründe, oder Auctoritäten zu Hilfe nehmen. Dies ist der berühmte Satz von der Probabilität. Natürlich mußte es sich am Ende ergeben — und zwar nicht aus Bosheit der Moralisten, sondern aus der Natur der Sache — daß es eigentlich gar kein Gebot gibt, welches nicht bei der Anwendung den Zweifel zuließe. Wo soll die letzte Entscheidung gesucht werden? Da kein Gebot vorhanden ist, im Gewissen! Hier tritt das Christliche ein. Das Gewissen ist die Stimme Gottes im Herzen. Aber da es niemals sicher ist, ob die Stimme im Herzen Gottes Stimme sei oder nicht, da Zweifel entstehen, Gründe wider Gründe streiten, so fragt es sich, wonach soll sich das Gewissen bestimmen? Nach den wahrscheinlichsten oder die meiste Billigung verdienenden oder am meisten von Anderen gebilligten Gründen. Also, um der Willkür zu entgehen, geräth man erst recht in die äußerste Willkür. Das ist eben die Natur der Sache. Mit derselben Spitzfindigkeit, mit welcher die Dogmatiker im sebzehnten Jahrhundert die „reine Lehre“ in tausend und tausend Definitionen und Distinctionen, und die Rechtslehrer das Recht bis ins Feinste und Kleinste ausbildeten, haben die Moralisten — gleich viel ob Jesuiten oder keine — die Moral ausgebildet. Es ist nichts weiter, als das auf seine äußerste Spitze getriebene Spiel des Wises, des Verstandes, welches dazumal alle

Wissenschaften ohne Ausnahme beherrschte, und welches sich hier an der Lösung des unlöslichen Zwiespaltes zwischen dem allgemeinen und besonderen Geiste, zwischen der Regel und dem wirklichen Falle, zwischen der moralischen Idee und dem wirklichen Leben abarbeitete. Da habt ihr das Ganze der verrufenen Jesuitenmoral in einer Nuß. Es war den Casuisten nicht darum zu thun, wie z. B. Jordan vorgibt, Beschönigungsgründe für schlechte Sitten vornehmer Gönner zu finden — sie würden dann doch wenigstens ihre Schmach nicht in ihren Büchern zur Schau getragen haben — es war ihnen darum zu thun, die Schwierigkeiten, in welche ihre religiöse Anschauungsweise sie verwickelte, ernstlich zu lösen. Die sogenannte Jesuitenmoral, die aber nichts weniger als den Jesuiten eigen ist, der zum Theil sogar Jesuiten widersprechen, war nur im siebzehnten Jahrhundert möglich und wird nicht wieder möglich werden. Nicht die Jesuiten haben jene Zeit gebildet, sondern die Zeit hat auch die Jesuiten dieser Zeit gebildet. Nicht der Geist des Jesuitenordens hat in jener Zeit geherrscht, sondern der Geist der Zeit, diese unwiderstehliche Macht, hat die Mitglieder des Ordens und den Orden selbst beherrscht.

Ich würde gern zeigen, wie „jesuitisch“ Jordan die Constitutionen des Ordens, die „geistlichen Uebungen“ und alle Quellschriften behandelt. Aber der Raum wird mir zu knapp. Nur so viel: Jordan macht es in seiner Schrift über die Jesuiten gerade so mit ihnen, wie es seine Richter mit ihm gemacht haben: er spricht sein Urtheil nach Indicien, und zwar nach Indicien, die nicht nur eine andere Erklärung, als er sie gibt, zulassen, sondern diese andere Erklärung sogar durch den Zusammenhang der Schriften in sich und durch den Zusammenhang der Geschichte für jeden Kenner derselben erzwingen.

Rutenberg folgt ihm in Allem blindlings, und ebenso folgt er seinem Hauptgewährsmann Duinet, nur daß er noch manchmal Zierrathen von seiner eigenen Erfindung hinzuthut. Die Darstellung, welche er von Loyolas „geistlichen Uebungen“ gibt, gehört zu dem Schändlichsten, was ich jemals von Entstellung, Verdrehung und Lüge gelesen habe. Diese Worte wird ohne Zweifel Herr Rutenberg selber unterschreiben, nachdem er sich von der Treulosigkeit seines Führers überzeugt haben wird; denn sicher will Herr Rutenberg Niemanden, und auch selbst den Jesuiten nicht Unrecht thun. Die ursprüngliche Schuld fällt, wie gesagt, auf Duinet. Aber immer

bleibt es doch unverantwortlich, daß Herr Rutenberg nicht auch die andere Partei gehört, und daß er nicht die ausdrücklich gegen die Vorlesungen von Duinet und Michelet gerichtete Schrift von Cahours gelesen hat; um so mehr, da diese Schrift sogar in deutscher Uebersetzung (Mugsburg bei Kollmann 1844) erschienen ist.

Als eine glänzende Probe von dem Leichtsinne und der Unwissenheit, womit gegen die Jesuiten verfahren zu werden pflegt, will ich zum Schlusse nur noch das Motto erwähnen, das Herr Rutenberg seiner Schrift vorangestellt hat. Es lautet: „Der Mensch sei unter der Hand seines Vorgesetzten wie ein Leichnam“ und ist unterschrieben: „der sterbende Ignaz von Loyola.“

In diesem kurzen Motto auf dem Titel der Schrift stecken allein vier schwere Fehler.

Erstlich ist die Unterschrift falsch. Die Worte des Motto sind einem Dictat Loyolas entnommen, welches Ribadeneira bildlich „das Testament“ des Stifters nennt; aber nicht sterbend hat Loyola diese Worte geäußert, sondern in einem aus elf kurzen Paragraphen bestehenden Aufsatz „über den Gehorsam,“ welchen er ein Jahr vor seinem Tode seinem Schreiber in die Feder dictirte. Diese Worte sind denn auch in eine der Grundschriften des Ordens übergegangen, wo sie an zwei Stellen vorkommen.

Zweitens: Die Worte des Motto selbst sind bei Herrn Rutenberg verfälscht. Sie lauten im Originale nicht: „der Mensch sei unter der Hand seines Vorgesetzten wie ein Leichnam,“ sondern sie lauten (in Ribadeneira's lateinischer Uebersetzung): „Ita me instituam quasi corpus mortuum, quod neque voluntatem neque sensum habet.“ D. h. „Ich will mich machen gleichsam zu einem todten Körper ohne Willen und Gefühl.“

Drittens: Die Stellung des Motto im Zusammenhang mit der Unterschrift und mit dem ganzen Werke des Herrn Rutenberg bringt den Schein hervor, als sei in diesen Worten das Wesen des Jesuitenordens ausgedrückt, und als seien sie und ihre Meinung dem Geiste Loyola's eigenthümlich. Das ist aber Alles falsch. Der Sinn der Worte ist kein anderer als der, welcher in sehr vielen Stellen der Paulinischen Briefe über das geistliche Sterben des Menschen in Christo vorkommt. (Röm. 6, 4. 1 Cor. 15, 31. 2 Cor. 6, 9. Gal. 6, 14. Col. 3, 3. Phil. 1, 21 u. f. w.) Das Gleichniß vom Leich-

nam ist dem heil. Franz von Assisi entlehnt; und bedeutet weiter nichts, als daß, wie der Körper erst durch den ihn befehlenden Geist Leben erhalten könne, so der Mensch durch den Geist Gottes allein sich solle beleben und regieren lassen; seinen eigenen Willen solle er ertöbten, damit nur Gottes Wille in ihm mächtig sei. Hiermit ist überhaupt gar nichts Anderes ausgesprochen, als das Wesen des vollkommenen Gehorsams. Dieser Gehorsam ist in der Form des Gehorsams gegen Vorgesetzte der Grundsatz aller Mönchsorden. Aber diesen Grundsatz, den z. B. der heil. Benedict (echt christlich und biblisch) so unbedingt aufstellte, daß der Gehorsam selbst „im Unmöglichen“ geleistet werden solle (bei Gott ist nämlich Alles möglich; der Glaube versetzt Berge), diesen Gehorsam hat Loyola nicht eben geschärft, sondern — schon ganz im modernen Geiste — gemildert, wie ich sogleich zeigen werde.

Viertens: Die Einschaltung: „unter der Hand seines Vorgesetzten“ stellt die Sache so, als müsse sich der Jesuit von seinem Vorgesetzten unbedingt regieren lassen. Aber nach Loyola's Meinung ist nur der Gehorsam gegen Gott ein unbedingter. Zwar ist nach katholischen Begriffen (auch nach lutherischen) die Obrigkeit Gottes Stellvertreterin und hat daher auf vollkommenen Gehorsam Anspruch zu machen; aber nicht auf unbedingten Gehorsam in allen Fällen. Nämlich alle Gewissensfälle nimmt Loyola, eben so wie Luther, von der Regel aus. Und hierin eben unterscheidet sich der Jesuitenorden — das Geschöpf des reformatorischen sechzehnten Jahrhunderts — von den älteren Mönchsorden. Ausdrücklich gibt Loyola in dem §. 6. des betreffenden Dictats Anweisungen, wie man sich in Gewissensfällen (*si quando tempus inciderit, quo mihi videatur a Superiore meo quid praecipi, quod contra conscientiam meam sit; „wenn es vorkommt, daß ich glaube, etwas vom Vorgesetzten Gebotenes sei wider das Gewissen“)* zu verhalten habe. Er rath unter Anderem, ein, zwei oder drei unparteiische Personen zu Rathe zu ziehen u. dergl. Also „unter der Hand seines Vorgesetzten“ soll der Mensch nicht wie ein Leichnam sein, sondern — was noch kein Christ anders gelehrt hat — unter der Hand Gottes. In allen Fällen aber, die nicht wider das Gewissen sind, soll der Jesuit unbedingt gehorchen, ganz wie der Beamte, wie der Soldat u. s. w.

Ich hätte nun noch den dritten Punkt auszuführen, indem ich zeige, daß die Schriftsteller über den Jesuitismus das Volk irre leiten. Da ich aber nur schon zu vielen Raum in Anspruch genommen habe, und Jeder aus dem Obigen sich leicht selbst die Elemente zu dieser Erörterung wird herausnehmen können, so will ich nur noch Eines bemerken.

Man will das Volk aufklären, zur Erkenntniß der Wahrheit anleiten und man macht ihm weiß, Alle, welche die Lehren der römischen Kirche unbedingt annehmen, müßten Dummköpfe und Wahnsinnige, oder Heuchler und Schurken sein (z. B. auch Schuselka). Man will Einheit, Duldsamkeit und Verträglichkeit stiften, und man appellirt an die Leidenschaften des Volkes. Man will Bildung, Selbstbeherrschung, Einsicht verbreiten, und man wirft mit den albernsten Märcen, mit den abscheulichsten Lügen, mit den phantastischsten Einfällen, mit den maßlosesten Verdächtigungen und Wuthausbrüchen um sich.

Hütet euch, ihr Herren. Die Waffe kann sich morgen umkehren. Der Feind kann über Nacht Unkraut unter euern Weizen säen. Und der Pöbel, den ihr heute gegen die Jesuiten heßt, kann morgen von den Jesuiten gegen euch geheßt werden.

Dixi et salvavi animam meam.

Gustav Julius.

Anmerkung der Redaction.

Man wird hoffentlich den vorstehenden Aufsatz nicht von einem falschen Standpunkte auffassen. Der (protestantische) Verfasser desselben, Herr G. Julius, der als früherer Redacteur der Leipziger allgemeinen Zeitung und als Hauptmitarbeiter der Wigand'schen Vierteljahresschrift seine Thätigkeit documentirt hat, ist so eben mit der Herausgabe einer Geschichte des Jesuitenordens beschäftigt. Die beiden ersten Hefte, die bereits erschienen sind (Leipzig, bei Raumburg), tragen den Stempel langer Vorstudien an sich. Seine Meinung über die neueste Jesuitenliteratur erscheint daher von doppelter Wichtigkeit, sowohl als Urtheil eines mit dem Gegenstande tief vertrauten Autors, wie als Auffassungsweise eines Stimmführers der philosophisch-radicalen Schule. Wir sehen voraus, daß dieser Aufsatz, der einige unserer rühmlichsten Publicisten angreift, mannigfache heftige Entgegnungen finden wird. Wir werden uns aber nur freuen, dieselben angeregt zu haben, da eine Polemik im Interesse der Wissenschaft und der geschichtlichen Wahrheit einer jeden guten Sache nur zur Förderung gereichen kann.